

101

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Ob ich den „Zwed“ mit meiner Pistole auch treffen würde? Diese Frage drängte vorläufig alle anderen in den Hintergrund. Sogleich nahm ich die Waffe, die ich inzwischen fast vergessen hatte, aus ihrem Gewahrsam und versicherte mich, daß sie geladen und mit einem Bündhütchen versehen war. Ich zielte lange, wie ich das bei Gustav Stamm gesehen, der als Guide einen Ordnonanzrevolver besaß und oft für sich allein im Tobelholz Schießübungen machte. Nachdem der Schuß verhallt war, stellte ich mit Genugtuung fest, daß der „Zwed“ einige Särottrixen aufwies.

Mein Selbstbewußtsein war durch diesen Treffschuß bedeutend gestiegen. Ich fand, es sei eigentlich nicht unbedingt notwendig, daß ich mich wegen eines einzigen kleinen Fehlers vor dem Lehrer und vor dem ganzen Dorf verkriechen müsse; besonders, da ich wirklicher Bürger von Steig war, während der Lehrer und sogar Hans Kinspergers Vater tatsächlich zu den Hinterfähnen gehörten, die, wie der Schneider Enz oft betonte, froh sein mußten, daß man sie in der Gemeinde litt. Bei diesen Erwägungen dachte ich unbewußt an den warmen Ofen daheim in Enzens Stübchen; an den grünen Kachelofen, auf dessen breitem Rücken man sich mit so wunderbarem Behagen strecken und wärmen konnte. Und um fünf Uhr stand die dampfende Zinnkanne mit dem Milchkaffee auf dem Tisch, daneben die gelbe, weißgetüpfelte Platte mit größten Kartoffeln! Das Wasser lief mir ordentlich im Munde zusammen. So gründlich satt bin ich in jener Zeit nie gewesen, daß mich nicht der Gedanke an etwas Eßbares in irgendeinem Entschluß hätte wankend machen können.

Ich stocherte noch ein wenig mit den Schuhspitzen im Gestein herum, schlenderte dann ins nahe Föhrengehölz hinüber, und überzeugte mich, daß der Wind das Eichhornnest, das wir im Herbst entdeckt, noch nicht heruntergerüttelt hatte. Es überkam mich eine starke Neugier, ob ich vielleicht das Eichhorn jetzt schlafend in der Reishalle antreffen würde. Kurzerhand kletterte ich am Stamm der mächtig hohen Föhre empor, erreichte das Nest nicht ohne Mühe, fand aber nichts darin und warf es ärgerlich vom Baume hinab. Wieder auf dem festen Boden angelangt, bestätigte ich wie etwas Selbstverständliches den fertigen Beschluß, ins Haus zur „Wacht“ zurückzukehren, natürlich mit dem Umweg über Gehren, um nicht vor beendeter Schulzeit daheim einzutreffen. Den Waldhof, an den ich auch einen Augenblick gedacht hatte, schlug ich mir ganz aus dem Sinn. Die Base Käthe hatte schon lange Zeit nichts von sich hören lassen; ich wußte von meinem Pflegevater, daß sie mit offenen Füßen im Bette lag. Hätte er mir gesagt, daß sie im erst gestern acht Frank geschickt und ein Brieflein dazu, er solle mich recht gut halten, dann hätte ich mich trotz meiner Furcht vor dem Götti doch hinauf gewagt.

Ein Abfall und eine zerbrochene Karriere.

Als ich etwa eine Stunde später fest auftretend, aber inner um so unsicherer durchs Unterdorf schritt, kamen mir nicht weit vom Steinernen Platz Margritte Stamm und Hans Kinsperger entgegen. Margritte ließ die Schulkasche nachlässig schlendern und die beiden unterhielten sich zusammen mit ernsthaften Mienen, wie Erwachsene.

„Ist's gut gegangen in der Geographie?“ fragte ich spöttisch und grobartig.

„Ja, Du!“ gab Hans feindselig zurück. „Du hast gewiß noch einen Hochmut!“

Margritte rümpfte das Näschen ein wenig: „Du wirst doch mit so einem nicht mehr reden,“ meinte sie schnippisch ohne sich nach mir umzusehen.

Da faßte ich bei mir selber den Beschluß, mir von jetzt ab aus Margritte Stamm nichts mehr zu machen. Und wenn ihr Vater zehnmal Gemeindevorstand war.

Ich war so glücklich, mich daheim ins Haus schleichen und umkleiden zu können, ohne daß jemand etwas merkte. Auch die Pistole brachte ich an ihren Ort zurück. Zu meiner

Verwunderung mußte der Schneider schon zu Hause sein, denn es lag eine kleine zierliche Farbenschachtel auf dem Arbeitstisch, die ich aber nicht zu berühren wagte, weil Frau Rife in der Stube war. Der Hofob habe zum Armenpfleger gehen müssen, berichtete sie unwillig, man werde ihm wieder etwas vom Kostgeld abmarkten.

Ich ging in den Schopf hinaus und fing an Holz zu spalten, wobei die Schläge der Art mir ganz fremd und seltsam in den Ohren klangen. Immer mußte ich innehalten und mich mit Selbstvorwürfen quälen. Wenn ich doch einen Tag, einen einzigen Tag jünger wäre! Wie wollte ich da alles anders machen! . . .

Plötzlich knarrte das Schopfstörchen ein wenig. Der Schömwengeler-Schors trat zu mir herein. Er trug meine baune Wollmütze in der Hand und stülpte sie mir ohne weiteres über den Kopf. Dann klopfte er mir auf die Achsel, seine Augen leuchteten förmlich: „Du! Das hast Du aber prima gemacht! Der Kinsperger hat Dich in der Pause verschimpfen wollen, ich hab' ihm aber das Maul zugetan! Und die anderen Knaben sind fast alle auf meiner Seite gewesen. Hinter Grobs Scheuer haben wir uns zusammen verschworen: es läßt sich keiner mehr übers Knie spannen!“

Ich hatte auf den Schors Schömwengeler bis jetzt keine großen Stücke gehalten. Sein Vater, der früher in fremden Kriegsdiensten gewesen und jetzt in der Burdi wohnte, war im Dorfe wenig angesehen, er wurde kurzweg Algierschwengel genannt, oder auch Birchenschwengel, weil er eine unheimliche Gewiegtheit im Stehlen von Birkenreisig besaß und schon manchen schönen Baum in der Umgegend kahl geschoren hatte, ohne daß man ihn bis jetzt je einmal bei der Tat hätte erwischt können.

Aber das alles war in diesem Augenblick aus meinem Bewußtsein ausgelöscht. Schors stand als mein bester und treuester Freund vor mir und ich wunderte mich nur, daß ich ihn so lang hatte verkennen können. Ich warf mich ein wenig in die Brust und legte ihm in überlegenem Tone auseinander, man könne sich doch in diesem Alter nicht mehr wie jeder beliebige Hosenbürzel aus schmieren lassen.

Schors pflichtete mir lebhaft bei. Er eröffnete mir des weiteren, er sei eigentlich nicht wegen der Kappe gekommen, sondern wegen etwas ganz anderem: er wolle mir einen „Schmollis“ antragen, das bedeutete bei den Erwachsenen, daß man sich füreinander hauen lasse. „Ein Schmollis würde nämlich jetzt besonders gut für uns passen,“ fügte er erklärend bei, weil Du von morgen an beim Zeigerhanß Dienstbube bist und wir uns sozusagen aus dem Kammerfenster guten Tag zurufen können.“

Ich sah ihn verwundert an. „Wer sagt so etwas?“

„Ja, wenn ich's nur weiß. Ich und das Mineli Stürler haben alles schön anhören können, was der Stoder und der Hanß zusammen abgemacht haben. Du wärest sonst nach Ziebelen in die Rettungsanstalt gekommen.“

Sein Gesicht nahm einen pfliffigen Ausdruck an. „Du — wenn Du wüßtest, wie sich das Mineli freut! Sie hat zu mir gesagt, sie geniere sich kein bißchen wegen dem Buchzeichen, und der Lehrer habe es ihr einfach gestohlen, es gehöre ihr und sonst niemandem.“

„Geht mich nichts an,“ jagte ich nebenhin, sann aber dabei etwas anderem nach. Der Gedanke, daß fremde Leute über mich verfügen konnten, wie über eine Ware, trieb mir die Tränen in die Augen.

Schors wandte sich unwillig von mir ab. „Wenn Du flennen willst, dann adio Partie! Ist Dir das Gurajasi schon in die Hosen hinuntergefallen? Saggerdinundedi! So einer! Du meinst gewiß, man lebe im Oberdorf nicht! Allweg so gut wie da bei Deinem Hungerschneider!“ Damit schlug er das Schopfstörchen hinter sich zu und war weg.

Ich setzte mich wieder auf den Scheitstock. Der Kopf war mir so voll, daß ich nichts Ordentliches denken konnte.

Jetzt klangen fröhliche Kinderstimmen von der Straße zu mir herein. Behutsam stellte ich mich an eine Wandrücke und guckte hinaus. Einige Mädchen belustigten sich mit Ballwerfen. Mina Stürler war auch bei ihnen. Ich mußte sie immer wieder ansehen und dabei an das denken, was Schors vorhin von ihr gesagt hatte. Sie war ziemlich groß zu ihrem

Alter, aber schwächlich und bleich. Beim Spielen wagte sie nicht recht von Herzen mitzutun, in ihrem ganzen Gebahren lag immer gleichsam die Frage: „Darf ich auch da sein?“ Der Blick ihrer Augen war schon und unsicher, nur hin und wieder bligte etwas wie verschlagene Ueberlegenheit darin auf. Die Unsicherheit kam wohl am meisten von der Schule her. Der Lehrer mochte sie nicht leiden, sie konnte ihm auch selten eine richtige Antwort geben. Und wenn er sie dann anfuhr, wurde sie ganz zerfahren und abwesend und redete die ungereimtesten Dinge her. Er nannte sie einmal „Glatterhex“ und von da an mußte sie den Ueberrufenen hin und wieder hören.

Ich empfand etwas wie Mitleid mit ihr, hatte aber daneben doch einen heimlichen Zorn auf sie, als ob sie eigentlich an allem schuld wäre. Ja, wenn die nur glaubte! . . . Inzwischen hatte sich unversehens Margritte Stamm zu den Spielenden gesellt, und von dem Augenblicke an hatte ich nur noch Augen und Ohren für sie. Mein Groll gegen sie war ganz und gar verflogen.

Die Mädchen vergnügten sich damit, den geworfenen Ball jeweils in einen der kleinen Fausthandschuhe aufzufangen, die sie an Wollschmüren um den Hals hängen hatten. Margritte war in dieser Kunst besonders gewandt, während die anderen nichts konnten und immer über ihre eigene Ungeschicklichkeit lachen mußten. Sie kam mir so hübsch und lieb vor wie noch gar nie. Ich folgte jeder ihrer Bewegungen mit innerem Wohlbehagen und war glücklich, sie so ganz heimlich und ungestört beobachten zu können.

Blöcklich flog der Ball infolge eines ungeschickten Wurfs durch die vordere Ladenlücke zu mir in den Schoß hinein, gerade vor meine Füße. Ich hob ihn auf, es war ein schöner Gummiball mit vier verschiedenfarbigen Feldern, der kaum einem anderen Mädchen als Margritte gehören konnte.

Da stand sie auch schon unter dem halbgeöffneten Schoßfördchen und sah das Spielzeug in meinen Händen.

„Der Ball gehört mir,“ sagte sie feindlich und kam langsam auf mich zu. Ich ließ sie dicht an mich herankommen und gab den Ball mit halb unbewußtem Zögern frei.

Im Weggehen wandte sich Margritte noch einmal böse nach mir um. „Du hast ihn behalten wollen, ja, laß es nur gelten!“

„Nein!“ schrie ich grell heraus; ich fühlte, daß mir die Tränen wieder in die Augen traten.

Sie blieb halb erschrocken stehen, aber es lag wenig Wohlwollen in dem Blick, mit dem sie mich musterte. Und nun verzog sich ihr Gesicht zu einer schnippischen Grimasse. „Du nur nicht so, man kennt Dich jetzt schon. So einer! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Napoleons deutsche Politik.

Von Kurt Eisner.

II.

Ist die Rheinbundpolitik Napoleons in ihren kulturellen Absichten unzweideutig, so erscheint seine preußische Politik zunächst als ein nicht ganz ausgehelltes Problem.

Die preußische Politik Napoleons ist nur deshalb so schwierig zu enträtseln, weil die Geschichte keines Staates mit einem so undurchdringlichen Legendengestrüpp umrankt ist wie die preußische. In der Fähigkeit, mit der die preußischen Geschichtswerke immer die gleichen Behauptungen wiederholen, liegt die Kunst und Kraft jener weltbetäubenden Preußenklame, auf deren Innenzucht und Export man sich seit jeher bewundernswert verstanden hat.

Kein Zweifel, daß Napoleon den preußischen Hof und die regierende Kaste Preußens zeitweilig hart behandelt und diese Gesellschaft seine Verachtung empfindlich spüren ließ. Es war begreiflich. Niemand hatte seine Politik so mutwillig durchkreuzt wie die preußischen Machthaber. Der Krieg von 1806 war mit verbrecherischer Sinnlosigkeit begonnen und so schimpflich geführt und beendet worden wie niemals ein Krieg in der Weltgeschichte. Napoleon konnte unmöglich vor diesem herrschenden Preußentum Achtung haben, wie er auch nicht geneigt sein konnte, einem König finanzielle Schonung zu gewähren, der sich in den schlimmsten Notlagen des Staates ertnädig geweigert hat, seinen gewöhnlichen königlichen Haushalt a wenig einzuschränken. Es war auch unmöglich, daß ihm diese unmögliche Figur Achtung und Vertrauen einflößte, die vor seiner unterwürfigkeit gegen den Sieger zurückschreckte, aber auch gleichzeitig keine Tüde gegen ihn unterließ.

Indessen, hat die preußische Politik Napoleons wirklich auch die Absicht und den Erfolg gehabt, das preußische Volk, das preußische Land die Sünden seiner angestammten Machthaber büßen zu lassen? Unbestreitbar, daß namentlich Ostpreußen — der Kriegs-

schauplatz von 1806/7, das Durchzugsgebiet der großen Armee von 1812 — wirtschaftlich schwer gelitten hat. Es war eine furchtbare Last, daß Preußen zwei Jahre lang eine französische Armee von 200 000 Mann ernähren mußte. Aber 200 000 französische Bauern- und Handwerkerlöshne legten dem Lande immer noch geringere Lasten auf als die Unterhaltung der zahllosen einheimischen Schmarroher des Hofes und des Adels; und die Fremden führten sich auch gesitteter auf als die preußischen Herren. Wenn das Wohlbefinden dieser ärgsten Preßer Preußens jetzt etwas gekränkt wurde, so war das eine Entlastung des preußischen Volkes, die manch einem die französische Besetzung fast als eine Wohltat erscheinen ließ.

Daß der Krieg den Krieg ernähren mußte, war keine teuflische Erfindung Napoleons. Der Grundsatz war vor allem von Preußen selbst erbarmungslos betätigt worden. Wie hatte doch Friedrich II. den siebenjährigen Krieg geführt! Herr Schmolle r, zwar ein geborener Schwabe, aber ein gelehrter Preuße, der die Weisheit der Hohenzollern zu einem System der Nationalökonomie erhoben hat, erschauert in Ehrfurcht vor der „glänzendsten finanziellen Leistung“ Friedrichs II.: eben dem siebenjährigen Krieg. „Während dieses ganzen Krieges beließen sich die Einnahmen der Zentralkriegskasse auf 78 Millionen Taler, deren Grundstock aus dem Schatz zu Anfang des Krieges, den englischen Hilfgeldern (etwa 16 Millionen), dem Münzgewinn — Herr Schmolle r meint die Münz ä l s u n g! — und fremden Kontributionen sich zusammensetzte. Dann wurden die gesamten ordentlichen Staatseinkünfte für den Krieg verwendet, alle Zahlungen wurden sistiert, die Beamten erhielten statt des Gehaltes Anweisungen, die erst nach dem Kriege eingelöst wurden; endlich wurden die Mittel der feindlichen Territorien möglichst herangezogen. Mecklenburg und Sachsen litten darunter wohl am meisten; ersteres berechnete seine Leistung auf 17 Millionen Taler, Sachsen auf 70 Millionen, ohne die schwere Verschuldung des Landes. Zu Ende des Krieges waren die preußischen Provinzen freilich zu einem erheblichen Teil in einem entsetzlichen Zustand; die Menschen, Vieh, Kapitalverluste waren übermäßige: ein Drittel der Berliner lebte von Armenunterstützung; in der Neumark gab es notorisch fast kein Vieh mehr, Tausende von Häusern und Hütten waren niedergebrannt; eine volkswirtschaftliche Krise der schlimmsten Art folgte dem Kriege und dauerte noch mehrere Jahre. Aber der König hatte, als er den Frieden schloß, noch sehr große disponible bare Mittel zur Verfügung und fast keine Schulden.“ Friedrich II. hatte es in der Tat verstanden, seinen Schatz, der zu Beginn des Krieges 14 Millionen betrug, bei dessen Schluß auf 16 Millionen und bei seinem Tode auf 54 Millionen Taler zu steigern. Vutmillionen, die der König ausschließlich im Kriege aus Brandschatzung anderer Länder, im Frieden aus der steuerlichen Ausraubung der bettelarmen Bauern des flachen Landes und der bedrückten Handwerker der Städte gewonnen hatte.

Schmolle r nennt das: „Das Größte, was ein Fürst als Feldherr, als Staatsmann und Finanzmann leisten konnte, war hier geleistet“. Wie verbleibt doch neben dieser friedrizianischen Kunst der Menschenjündererei des „Kaubsystems“ Napoleons, wenn man selbst alles als wahr hinnimmt, was die preußischen Historiker davon erzählen. Warum feiern sie denn nicht die Finanzkunst Napoleons ebenso wie die Friedrichs II? Das war die preußische Kriegsführung, die Mirabeau zu dem furchtbar wahren Wigwort veranlaßte, die einzige Industrie Preußens sei der Krieg.

Es war keine aus dem Haß und der Rache des unerzättlichen Eroberers erzeugte Menschenquälerei, wenn Napoleon zwei volle Jahre Preußen die Last der Besetzung tragen lassen mußte, wie ja auch die Uebernahme der preußischen Verwaltung durch die Franzosen kein unerhörtes Beginnen war. Napoleon tat nur, was die Verbündeten in den Revolutionskriegen in Frankreich unternommen hatten; nur daß er humaner, die ganze einheimische Beamtenschaft unter bloßer französischer Kontrolle in Tätigkeit beließ. Zuerst war Napoleon durch die Unklarheit der russischen Politik und die Rücksicht auf die türkischen Verhältnisse genötigt, die Truppen in Preußen zu belassen. In den ersten Monaten des Jahres 1808 war er aber offenbar bereit, die Truppen zurückzuziehen. Als Stein nach Berlin reiste, um mit Daru über die Kriegskontribution zu unterhandeln, fand er ein überraschendes Entgegenkommen. Daru verstand sich sowohl zu der Herabsetzung der geforderten Summe um ein Drittel wie zum Verzicht auf die dem preußischen König anstößigste Forderung, für 50 Millionen Franz Domänen zu erhalten. Die Darstellung, die der sonst verdienstvolle Mag Lehmann in seinem großen Stein-Buch von dieser Berliner Tätigkeit seines Helben gibt, ist auffällig dunkel.

Napoleon war ebenso an einer gedeihlichen Entwicklung Preußens interessiert, wie er den inneren Aufstieg der a n d e r n deutschen Staaten förderte. Er fügte Preußen keine tyrannischen Schädigungen zu, er ergriff keine härteren Maßnahmen, als durch die kriegerischen und politischen Notwendigkeiten bedingt waren. Das Glend Preußens war nicht durch Napoleon, sondern durch die regierende Kaste Preußens verschuldet, und es wurde durch sie auch nach dem Zusammenbruch erhalten und vermehrt. Freilich schleppten sich durch alle preußischen Geschichtswerke — eines vom andern abschreibend — die Miesenzahlen über die unerträgliche Auspressung Preußens durch Napoleon.

Die Geschichte der preußischen Kontribution ist ein sehr interessanter Beitrag zur Entstehung preußischer Geschichtslegenden

und zur Gewissenhaftigkeit deutscher Geschichtsschreibung. Alle Angaben über die Höhe der Kontribution gehen nämlich auf eine „Berechnung“ Max Dunders zurück. Es wird aber niemals erwähnt, wann und zu welchem Zwecke diese Berechnung angefertigt worden ist. Ergänzen wir diese Kontributionssumme noch durch die Höhe der Kontribution, mit der die — geschichtliche Wahrheit belastet wird. Die Arbeit Dunders, deren Ergebnis immer nachgeschrieben wurde, erschien zuerst 1871 im Aprilheft der „Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde“. Schon der erste Satz des Aufsatzes beweist den Zweck und die Glaubwürdigkeit: Die Präliminarien vom 26. Februar dieses Jahres legen Frankreich eine Kriegskostenentschädigung von fünf Milliarden zugunsten Deutschlands auf. Die außerdeutsche Presse hat hierin eine exorbitante Forderung, den schönsten Mißbrauch des Sieges erblickt.“ Herr Dunder hatte also, um die öffentliche Meinung über die Fünfmilliardenforderung zu beruhigen, den Auftrag erhalten, einen Präzedenzfall herzurichten. Und er setzte sich hin und rechnete in einem wilden Phantasieftud, daß Napoleon vom November 1806 bis 8. November 1808 aus Preußen 1 129 374 217 Fr. und 50 Cent. erpreßt habe. Für die Zeit vom November 1808 bis Oktober 1813 errechnete er dann weitere 583 821 843 Fr. 8 Cent. So genau war die Rechnung, bis auf 8 Centimes genau. Und Max Dunder hatte dann die Moral von der Geschichte fertig, um derentwillen er seinen Rechenlopf strapaziert hatte: nach dem Maßstabe jener napoleonischen Kontribution und nach dem Unterschiede der Größe und des Reichthums Frankreichs und des damaligen Preußens hätte Frankreich nicht 5, sondern 20 Milliarden Kriegskostenentschädigung aufzulegen werden müssen.

Daß eine unter solchen Umständen und zu solchem Zweck entstandene Berechnung an sich für keinen ernsthaften Historiker als eine durchaus lautere Geschichtsquelle gelten darf, ist eine Grundregel der Geschichtskritik. Es wäre eine dankbare geschichtskritische Summire, einmal die Dundersche Rechnung im einzelnen zu zergliedern. Indessen, das ist nicht notwendig. Jeder, der nur einmal einen Blick in alte preussische Finanzrechnungen geworfen hat, erkennt die lächerliche Unmöglichkeit jener Zahlen. Unmöglich in einem Lande, dessen höchste Jahreseinnahme — vor der Tilfiter Halbierung — 25 Millionen Taler gleich 92,5 Millionen Frank betragen hatte, dessen Kassenbestände nach der Schlacht bei Jena für den preussischen König gerettet, in dem keine entsprechende Kredite in Anspruch genommen, keine neuen Einnahmequellen erschlossen worden waren; in dem endlich die leistungsfähigen Klassen keine Steuern bezahlten! Wenn jene Summe herausgeholt sein soll, so müssen doch Leute dagewesen sein, die sie hergegeben haben.

Die Rechnung Dunders wird schließlich widerlegt durch eine amtliche Aufstellung des späteren Präsidenten der preussischen Seehandlung Nothher, der die gesamten außerordentlichen Aufwendungen Preußens, in denen auch alle unmitttelbaren und mittelbaren Leistungen für Kriegszwecke enthalten sind, für die ganze Zeit von 1806 bis 1812 auf 144,5 Millionen Taler gleich 534,7 Mill. Frank berechnet. Noch schärfer wird das Bild der wirklichen preussischen Leistungen, wenn man die außerordentlichen, aus eigenen Mitteln gewonnenen Einnahmen betrachtet, die nach derselben amtlichen Angabe für die Zeit von 1806 bis zum Ende der Freiheitskriege im ganzen aus außerordentlichen Steuern 23,5 Millionen Taler, aus Zwangsanleihen 17,7 Millionen Taler erbrachten oder insgesamt 163,4 Millionen Fr.! Mit diesen wirklichen Zahlen vergleicht man die 1871er Phantaziezahlen Dunders.

Aus den Kunstsalons.

Bei Paul Cassirer sieht es diesmal etwas bunt aus. Da sind zunächst einige Grecos, von denen aber nur einer, ein von sachtem Bau umwitterter ästhetischer Denker, den jungen Ruhm des alten Meisters einigermaßen rechtfertigt. Daneben gibt es eine Wand, behangen mit den letzten Arbeiten des Ulrich Hübner, eine andere mit denen des Waldemar Köhler. Hübner ist als Stillebenmaler bekannt genug; ein gewandter Arrangeur, ein tüchtiger Zeichner und ein geschmackvoller Farbengeber. Man fragt sich aber: ob diese Bilder ihre Reize behielten, wenn nicht bereits die Objekte wiedermeierlich romantisch wären. Das unterscheidet Hübner sehr wesentlich von den alten Holländern, denen er wohl verwandt sein möchte. Vermeer, Terborch und die übrigen registrierten redlich, wenn auch mit Wasl die Zimmer genau so, wie sie sie fanden; es war beste Gegenwarts-malerei. Hübner fühlt sich nur wohl, wenn Park und andere Schlösser aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sich aufstun; er braucht also Historie. Braucht Effekte und Affoziationen, die mehr kultureller als malerischer Art sind. Man kann kaum sagen, wie seine Bilder geraten würden, wenn er einmal einen modernen Raum, etwa ein Zimmer von van de Velde, tonterseien würde. Aufmerksamkeit verdienen seine Versuche, sich der Landschaft zu nähern. Er zeigt uns einen stillen Gartenwinkel, zwei, drei einsame Beete, irgendeine verlorene Ede zwischen winkeln Häuser; man empfindet eine summende Stille und etwas von der sommerhaften Würdigkeit, wie sie alten Städten, deren Höhen und Menschen eigen ist.

Waldemar Köhler magt es, der Natur fest in das Anlitz zu sehen. Das ist es, was ihn uns sympathisch macht. Man sieht jaginjagen, wie der Maler die Natur an sich reißt; und es ist mehr

dieser Prozeß des Einfangens, als die eigentliche Gestaltung, was uns diese Bilder interessant macht. Das Motorische, die Erregung in den grünen Farnen der Baumkronen, das Grollen in den Aderschollen, das Trommeln in den Lüften, dazu das grelle, fast schrille Hellgrün, alle diese Elemente nervöser Unrast lassen uns die Bilder dieses temperamentvollen Landchafters ehrlich gern haben. Nicht minder angenehm ist das Werk des Rudolf Großmann. Er besichert uns mit der Geste eines alten Sünderer Noheiten, wie sie nur das Auge eines verliebten Jünglings zu sehen vermag. Was Großmann sieht, ist vom Augenblick geboren; wie er es gibt, das ist joserig, wellend, müde, alkoholisirt. Vorstadtstimmungen, jenseits der metropolen Herrlichkeiten, draußen, wo Schutthäuser einsame Häuser belagern und alles nur da zu sein scheint, um wieder vergehen zu sollen; Menschen, die wie Schatten auftauchen und vorbeitorfeln, irgendwo Schreie und über allem ein zähes, qualvolles Leiden. Eine Schwere, die fliegen möchte, und eine Beweglichkeit, die in sich selber star wurde, so paradox ist alles, was Großmann macht.

Fritz Gurlitt (Potsdamer Straße 113) will seinen Salon den Jungen und Jüngsten ein Sprungbrett werden lassen. Das zeigten alle seine letzten Ausstellungen; das bestatigt sich auch diesmal. Zwar Charles Camoin, ein Pariser, ist nicht allzuviel wert; ein Illustrator mit dem Ehrgeiz, dekorativ zu wirken. Er hat aus Cézanne das gepflückt, was sich nutzen läßt, um ein wenig merk-würdig zu erscheinen. Der Mann kann übrigens mehr, als er können dürfte, um ein Eigener zu sein. Er kann aber nichts mit soviel Intenfität, wie notwendig ist, um eine grüne Scheibe wirklich als Apfel und so als ein Symbol glorreicher Natur wirken zu lassen. Drei junge Dresdener sind weit hoffnungsvoller. Zwei von ihnen, Ernst Müller-Graefe und Johann Johansson, sahen als Schüler bei Gustav Kühn. Von der Manier des Lehrers spürt man an ihnen fast nichts; man sieht aber Mutlich, wie ein erfahrener Fachmann sie warnte, an den Klippen vorbeizusteuern. Solch Ergebnis spricht ungemein für die erzieherische Begabung des Dresdener Altmeisters. Wenn man sich der Bracht-Schüler erinnert, die einander zum Verwechseln ähnlich sind, so muß man vor Kühn, dem Lehrer, großen Respekt haben. Müller magt sich an bedeutende Formate; er strebt zum Wandbild. Maurice Denis hat es ihm angetan mit seiner flimmernden, weisfleuchtenden Blondsheit. Baldende Frauen, glückliche Menschen, die den Sommer genießen, das festig Bewegte, fliegendes Haar, zuweilen Explosionen, die an Delacroix erinnern, solcherlei gärt in diesem jungen Maler. Johansson kommt irgendwie von Anders Zorn. Er hat des Schweden Sonnenseligkeit. Der dritte Dresdener ist ein Bildhauer, Paul Pils. Eine starke plattische Begabung ließ sich durch den Barock des Zwingers begeistern und lernte zugleich von Rodin und Maillo. Das Fleischliche wird zum Monumentalen gesteigert. Gewagte Entrenkungen, Verschiebungen des Schwerpunktes werden zu Grotesken in der Art des bodenden Regers oder irgendeines teuflichen Wasserspießers (barocke Gotik) genutzt. Am besten ist ihm eine Bildnisbronze gelungen, stark in der Menschlichkeit des Ausdrucks und schön geklärt im architektonischen Drang.

Seit einiger Zeit ist der modernen Graphik eine würdige Stätte bereitet. In dem graphischen Kabinett von J. B. Neumann (Nurfürstendamm 33) trifft man gutgewählte Kollektionen unserer besten Radierer, Lithographen und Zeichner. Ein geschickt zusammengestellter Katalog hilft uns die Blätter unserer Liebe schneller finden. Mann kann Verlach, Beckmann, Feigl, Godler, Lehmsbrud, Liebermann, Meid, Munch, Pottner und so fort sich reichen lassen und den Augen nahe bringen. Zum Genuß der Graphik gehört solche Intimität. Es gibt bei Neumann auch immer irgendeine kleine Ausstellung; diesmal Radierungen von Oesterle, ernste Arbeiten eines sich bedenkenden Naturbeobachters. Außerdem: Lithos von Ludwig Kainer, flotte Szenen aus den Tänzen des russischen Balletts, eine gemäßigete Plakatskulpt.

Ein neuer Polykrates scheint in dem Kunsthändler Hugo Moses (Potsdamer Straße 118c) entstanden zu sein. Der Mann tritt zum erstenmal vor die Öffentlichkeit und bringt gleich eine Sammlung von Zeichnungen, Lithographien und Radierungen von Max Bechstein, eine Sammlung von so unerhörter Kraft und Schönheit, daß man darüber fast alles vergißt, was es sonst während dieses Sterbens der Saison in Berlin zu sehen gibt. Bechsteins Können ist wie ein Sturm, verheerend, aber fruchtbar zugleich. Er bricht die Dinge, um sie neu aufzubauen. In einigen dieser Blätter ist eine Grobheit, wie wir sie spüren beim Anhören jener Schöpfungsgeschichten, die den Jugendzeiten der Menschheit entwachsen. Jung wie der Urwald und doch flug und von zarterer künstlerischer Weisheit gelenkt ist das graphische Werk Bechsteins.

Robert Dreuer.

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Abermals ein vorgeschichtlicher Mensch in England gefunden. Eben erst hat der Anfschen erregende Fund des Schädels einer prähistorischen Frau zu Pittdown in Suffex die wissenschaftliche Welt überrascht und schon wieder werden Einzelheiten über eine neue hochbedeutende Entdeckung bekannt. Nahe bei dem Dorfe Haling, am Westufer des Medway, 4 Meilen von Rochester, wurde ein menschliches Skelett aus einer prähistorischen

Epöche aufgefunden. Das Halling-Skelett, das mit der umgebenden Schicht, in der es gefunden wurde, in das Museum der königlichen Werteschule in London übergeführt wurde, ist rekonstruiert worden. Der Schädel zeigte einen Gehirnräum von 1500 Kubikzentimeter, mehr als der des Durchschnittsmenschen von heute. Die Stirn wird als gut geformt beschrieben; die Zähne waren sehr abgenutzt und mehrere Backenzähne waren verloren, jedoch nicht angegriffen durch die Karies, die heute die Zähne zerstört, sondern wahrscheinlich durch Wurzelabzesse zum Anstehen gebracht. Der Mensch war von kleiner Statur, aber stark und breit gebaut; an der Stelle, wo er gefunden wurde, trar er von anderen Menschen seiner Zeit begraben worden, und es fanden sich deutliche Anzeichen, daß die Menschen bereits die Kunst des Feueranzündens besaßen: sie benutzten Feuersteininstrumente, die bei dem Skelett gefunden wurden.

Physikalisches.

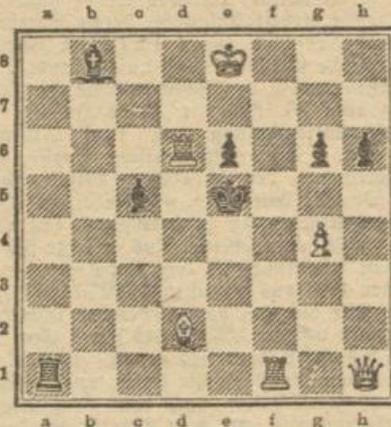
Der Luftwiderstand im Simplontunnel. Bei jeder Eisenbahnfahrt, namentlich im Schnellzug, kann man die Beobachtung machen, daß der fahrende Zug die Luft mit sich fortweht. Er wird von einer Luftsäule begleitet, die leichte Gegenstände, wie Papier und dergleichen, eine Strecke weit mit sich nimmt. Auf der Vorderseite hat die Lokomotive natürlich einen Luftwiderstand zu überwinden. In Eisenbahntunneln steigert sich diese Schwierigkeit und zwar um so mehr, je länger der Tunnel ist. Das ist der Hauptgrund, warum auch die Schnellzüge die Tunnel mit weit geringerer Geschwindigkeit durchfahren, als sie sie auf offener Strecke erreichen. Es ist berechnet worden, daß der Mehraufwand an Energie, der durch den Luftwiderstand im Tunnel benötigt wird, 33 bis 35 Wattstunden für jede Tonne und jedes Kilometer beträgt. Bei den elektrischen Schnellbahnversuchen, die vor Jahren zwischen Berlin und Posen unternommen wurden, berechnete man den Luftwiderstand im Freien für eine Stunden- geschwindigkeit von 60 Kilometern auf vier Kilogramm für jede Tonne des Zuggewichts. Nach Messungen, die im Simplontunnel vorgenommen worden sind, beläuft sich der Luftwiderstand in diesem auf 6,3 Kilogramm pro Tonne für die gleiche Geschwindigkeit. Dieser Wert gilt aber auch nur für die günstigste Bedingung, wenn nämlich der Zug in der gleichen Richtung fährt, die auch der Ventilationsstrom nimmt. Käuft aber der Zug dem durch die Ventilation geschaffenen Luftstrom entgegen, so wächst der Luftwiderstand auf 9,2 Kilogramm pro Tonne, also auf mehr als das Doppelte des Betrages unter gewöhnlichen Verhältnissen. Das merkwürdigste aber ist, daß ein Zug bei geringen Geschwindigkeiten, die unter 25 Kilometer in der Stunde bleiben, falls er mit dem Ventilationsstrom fährt, durch diesen sogar eine Beschleunigung erhält, so daß der Luftwiderstand im Tunnel geringer ist als wie im Freien. Durch die Würdigung dieser Tatsachen erhält man auch erst einen Einblick in die große Bedeutung, die der Eröffnung eines zweiten Tunnels durch den Simplon zukommen wird. Diese beiden Tunnels, deren Achsen um 17 Meter voneinander entfernt sind, werden durch zahlreiche Querschläge miteinander verbunden sein, und dadurch wird sich das Gleichgewicht des Luftdruckes in beiden Tunnels immer leichter wieder herstellen. Die Frage des Luftwiderstandes muß selbstverständlich auch bei den Tunnels der Untergrundbahnen in sorgfältigsten Erwägung gezogen werden.

Naturwissenschaftliches.

Können die Schmetterlinge hören? Diese Frage untersucht Professor Dr. Karl Peter in der „Mischau“. Er kommt dabei wenigstens zu einer bedingt bejahenden Antwort. Man hatte bisher schon der Annahme zugeneigt, daß Insekten hören können, da z. B. das Konzert der Grillen nur dann einen Sinn haben konnte, wenn man es als eine Art Liebesgesang auffaßte, bestimmt das Weibchen anzuloden. Aber es fehlte leichter an Beweisen für diese Annahme. Professor Peter hat nun Experimente mit einer bestimmten Schmetterlingsart angestellt, die wenigstens für diese Art das Vorhandensein eines Gehörorgans außer Zweifel stellen. Es handelte sich dabei um einen Vertreter der Gattung der Flechte nspinner, Lithosiden, einen kleinen Falter von gelber Farbe; das von Peter beobachtete Tier heißt *Endrosa aurita* und lebt in den Hochalpen. Die Männchen dieser Art besitzen unter dem Ansat des letzten Fußpaares eine große Schalldose, mittels derer sie beim Fliegen ein eigentümliches Inaakendes Geräusch hervorbringen. Beim Weibchen ist dieses Organ rudimentär. Peter konnte nun feststellen, daß diese Geräusche dazu dienen, die Weibchen, die nicht herumfliegen, sondern träge im Grase sitzen, aufmerksam zu machen und zu erregen. Sobald nämlich ein Weibchen diese knackenden Töne eines Männchens hört, beginnt es mit den Flügeln und dem Hinterteil zu zittern. Dadurch erregt es aber wieder die Aufmerksamkeit des Männchens, das sich daraufhin dem Weibchen nähert. P. konnte feststellen, daß weder der Geruchsin, noch der Tastsinn dem Weibchen die Nähe des Männchens verriet. Die Reaktion trat nur ein, wenn das Männchen flatternd das knackende Geräusch von sich gab. Und umgekehrt reagierte auch das Männchen nur auf die zitternden Bewegungen des Weibchens. Dielt man ein Blatt Papier zwischen beide, so flog das Männchen ruhig vorüber, obwohl ihm der Duft des Weibchen hätte verraten müssen. Bei dieser Schmetterlingsart scheint also beim Männchen das Gesicht, beim Weibchen das Gehör der wichtigste Sinn zu sein.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.
Turrís (Schachwelt).



2+ (97-111 7)

Französisch.

Durch Briefwechsel im Jahre 1912 gespielt zwischen den Schachflüß in: Barcelona Valencia

1. e2-e4 e7-e6

Der Krebschaden der Symmetrischen Entgegnung e7-e6 besteht darin, daß Weiß dann immer viel leichter zu d2-d4 kommt als Schwarz zu d7-d5. Durch den Fetzug wird die Möglichkeit des wichtigen Entwidlungszuges d7-d5 gesichert. Allerdings wird hiermit Lc8 eingekränkt. Aber bei der ungerechten, Symmetrischen Anstellung der Steine läßt sich irgendein Vorteil des Angehenden nicht vermeiden.

2. d2-d4 d7-d5

3. Sb1-c3

Dies ist das üblichste und hat den Zweck, unter Vermeidung des Abtaufches oxd5, oxd5 die Einschränkung des Lc8 aufrecht zu erhalten. Jedoch wird durch die Vermeidung des erwähnten Abtaufches auf d5 dem Gegner ein Angriff auf die exponierten weißen Zentrumsbauern eingeräumt, was auch bei 3. e5, e5! der Fall ist.

Will Weiß oxd5 vermeiden und doch den Angriff behaupten, so tut er am besten das „Gambit Alapin“, in 3. Lc3 bestehend, anzuwenden. (Verhindert e7-e5 und droht somit e4-e5) Falls hierauf 3. dxe4 folgt, so wird mit 4. Sd2 geantwortet, und Weiß wird entweder den Bod auf die Dauer zurückgewinnen (mit a3, e4, De2 und Sg1-e2-c3) oder nach 4. f5; 5. f3, e3; 6. Sxf3 bei dem großen Entwicklungsvorprung nebst offenen Linien und Diagonalen auch noch wegen der dem schwarzen Spieles anhaftenden Schwächen (das Feld e5 z. B.) einen sehr ausichtsreichen Angriff für den Gambitbauer erlangen.

3. Sg8-f6

4. Lc1-g5 d5xe4

Ein von A. Rubinstein und Dr. Em. Lasker beschriebener Tempoverlust, statt dessen wir die einfache Fortsetzung 4. Lc7! vorziehen, z. B.: 5. e5, Sd7; 6. LxL, DxL; 7. Sb5, Sb6; 8. c3, ab; 9. Sa3, So6! (Alapin); 10. f4, Ld7; 11. Ld8, Sd8; 12. Sf3, f5 nebst Sf7 und Vorbereitung von g7-g5. Den Angriff wird eher Schwarz haben.

5. Sc3xe4 Sb8-d7

In Betrach kommt 5. Lc7; 6. Ld3, SxS; 7. LxL, SxL17; 8. LxD, SxD; 9. LxO7, Sxb2; 10. Le2, Sa4 z. Für den Bauer hat Weiß allerdings großen Entwicklungsvorprung.

6. Lf1-d3 Lf8-e7

7. Se4xf6+ Tempoverlust, statt dessen Sf3 oder De2 vorzuziehen war.

7. Sd7xf6

Besser Lxf6!

8. Sg1-f3 b7-b6

Ein geläufiges, von A. Rubinstein herrührendes Manöver zur Befreiung des Lc8.

9. Sf3-e5 Lc8-b7

10. Ld3-b5f c7-c6!

11. Lg5xf6

Auf 11. Sxc6 folgt 11. Dd5 oder 11. Lxc6f, LxL; 12. SxL, Dd5; 13. Df3, DxD; 14. gxL3, To8; 15. SxL (Sxa7?) 16. Txc2! zc.

11. Lc7xf6

Besser war g7xf6.

12. Dd1-f3 Dd8-d5?

Roset einen Bauer, der mit 12. oxb5; 13. DxL, 0-0 zu retten war.

13. Df3xd5 e6xd5

14. Lb5xc6f Lb7xc6

15. Se5xc6 Ta8-c8

16. Se6-b4 Lf6xd4

Verhältnismäßig besser a7-a5!

(16. a5; 17. Sxd5, Txc2! zc.)

17. c2-c3 Ld4-c5

18. Sb4xd5 0-0

Auf 18. Td8 (oder f6 nebst Kf7) hätte es Weiß schwieriger, zu gewinnen.

19. 0-0-0 To8-e8

Tf8 hätte ein Tempo gespart. (Siehe den 21. Zug von Schwarz), Bf2 war natürlich wegen Se7 unzulässig.

20. Td1-d3 To8-e5

21. Th1-d1 Tf8-c8

22. b2-b4 Lc5-f8

23. Kc1-b2 f7-f5

24. Kb2-b3 g7-g6

Gestattet den Abtausch, was mit Kf7 oder Te8 zu vermeiden war.

25. Sd5-f6f Kg8-g7

26. Sf6-d7 Te5-e7

27. Sd7xf8 Tc8xf8

28. Td2-d7 Tf8-f7

29. Td7xe7 Tf7xe7

30. Td1-d2 f5-f4

31. f2-f3 Aufgegeben.

In einer Korrespondenzpartie ist dieses Aufgeben in einem noch nicht ganz geklärten Stadium erklärlich. Der schwarze König kann nämlich die d-Reihe ohne Turmtausch nicht passieren, weshalb Weiß sich ungehindert auf dem Damenflügel einen Freibauer verschaffen kann. Dieser wird mit Unterstützung seines Königs ungehindert zur Dame vordringen bezw. dem Gegner einen Turm kosten.